

Aus: Christian Niemeyer (Hg.): Nietzsches Lexikon Darmstadt (WBG) 2009

Wahrheit | N.s Begriff von W ist überaus vielschichtig und heftig umstritten, wie der Streit um den vielzitierten Assassinen-Wahlspruch zeigt (→ „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“). Bezogen auf die Begriffsverwendung im engeren scheint es sinnvoll, drei Aspekte zu unterscheiden. Erstens fragt N., wie alle Philosophen, nach dem Wesen und der Möglichkeit von W. Über diese traditionelle erkenntnistheoretische Fragen hinaus beschäftigt ihn zweitens das genealogische Problem: Woher kommt der Wille zur W? Drittens geht es ihm um die moral- und kulturphilosophische Frage nach dem Wert, dem Nutzen und Nachteil von W und der Ws-Suche für das Leben. Alle drei Ebenen des Ws-Problems sind aufeinander bezogen, wie sich schon in → WL zeigt, insofern N.s spätere Ws-Kritik bereits hier „ihre erste Figuration erhält“ (Hödl 1997: 106). Schon dort vertritt er die These, W sei ein „bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die W-en sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind“ (1, KSA 1: 880). Mit den Mitteln einer nominalistischen Sprachkritik weist N. die Möglichkeit einer adäquaten Korrespondenz zwischen Sache (*rei*) und Begriff (*intellectus*) zurück. Unsere Aussagen über die Welt bringen menschliche Verhältnisse und Perspektiven zum Ausdruck. In diesem Sinne versteht N. wissenschaftliche Theorien als Versuche, die Welt nach unserem Bilde zu deuten und betrachtet „Wissenschaft als möglichst getreue Anmenschlichung der Dinge“ (FW 112). Weder die Sinne noch unser Verstand führen zu einer wahren Erkenntnis der Wirklichkeit. Die auf die antike Philosophie zurückgehende Idee, die Wirklichkeit sei durch unveränderliche Strukturmerkmale gekennzeichnet, weist N. als Projektion zurück (GD, *Wie die ‚wahre Welt‘ endlich zur Fabel wurde* 1–6).

Wenn aber W unmöglich und eine Illusion ist, wie steht es dann um die Geltung von N.s eigenen Aussagen, wie z. B., dass der Trieb zur Metaphernbildung „in W nicht bezwungen und kaum gebändigt“ (WL 2, KSA 1: 887) sei? Ist auch das „in W“ eine Illusion? Soll der Satz „W-en sind Illusionen“ selbst wahr sein? Scheinbar setzt sich N. „dem Einwand der Selbstwidersprüchlichkeit aus“ (Blackburn 2005: 91). Dieser Vorwurf wurde v. a. seit Habermas (1985: 144) immer wieder erhoben und hat die Diskussion um N.s Begriff der W entscheidend geprägt (Rayman 2007). Während manche zu einem negativen Ergebnis kommen (Nola 1987; 2003: 541 f.; letztlich auch Bittner 1987: 89 f.), betonen andere ein „development in N.s position on truth“ und schlagen vor, den scheinbaren Widerspruch in eine zeitliche Folge von Denkphasen aufzulösen (Clark 1990a: 22). Dieser Versuch stößt wohl bald an die „Grenzen der

Periodisierung“ (Löw 1984: 400) und ist auch philosophisch unbefriedigend (Anderson 2005). Vielversprechender ist es, dem Einwand durch die Explikation verschiedener Kriterien für N.s Ws-Konzepte zu begegnen (Stegmaier 1985: 85–93); man kann ihn auch auf die Ambivalenzen in N.s Ws-Begriff zurückführen (Roth 1993). Die W, die N. für sich reklamiert, ist anderer Art als die W, deren Unmöglichkeit er herausstreicht. So kann N. trotz seiner Ws-Kritik durchaus zwischen mehr oder minder akzeptablen Interpretationen unterscheiden, denn für ihn ist nicht mehr die „W der Auslegung, sondern Wirkung, praktische Aus-Wirkung“ entscheidend (Löw 1984: 399). Wir haben N. zufolge gute Gründe zu der Annahme, dass wir nicht über die W verfügen, sondern nur über → Interpretationen, denen wir wegen ihrer erlebten oder erwünschten Wirkungen wahrhafte Geltung zuschreiben. Der Wille zur W bringt so ein Streben nach Zuverlässigkeit und Gewissheit zum Ausdruck. Das „WS-PATHOS [...] will nicht die W, sondern den Glauben, das Zutrauen zu etwas.“ (NF 1872, 19[244]) Über die Berechtigung dieses Zutrauens wissen wir nichts.

In diesem Zusammenhang stellen sich N. weiterreichende, genealogische Fragen nach dem Woher und dem Wozu des Willens zur W. Die oben erwähnte Frage „Woher in aller Welt das Ws-pathos?“ (ebd.) greift er in WL wieder auf: „Woher, in aller Welt, bei dieser Constellation der Trieb zur W!“ (WL 1, KSA 1: 877). Eine erste Antwort sieht N. in der sozialen Notwendigkeit einer verbindlichen Verwendung der Metaphern, weil der Mensch „gesellschaftlich und heerdenweise existieren will“ (ebd.). So entsteht W zunächst als „sociales Bedürfnis“, aber „durch eine Metastase wird sie nachher auf alles angewandt, wo sie nicht nöthig ist“ (NF 1872–73, 19[175]). Diese metastatische Ausbreitung der W finde schließlich ihren Ausdruck in dem ungerechtfertigten moralischen Glauben, „dass Gott die W ist, dass die W göttlich ist“ (FW V 344). Insofern W eine regulative Idee, ein nicht zu erreichendes, aber dennoch mühsam zu verfolgendes Ideal sei, erkennt N. in der Wissenschaft als dem institutionalisierten Willen zur W die „JÜNGSTE UND VORNEHMSTE FORM“ des asketischen Ideals (GM III 23; vgl. Larmore 2004: 166). Vor diesem Hintergrund fragt sich N. immer wieder nach dem Nutzen und Nachteil der W und vermutet: Der „Wille zur W“ – das könne ein versteckter Wille zum Tode sein.“ (FW V 344) Aber es lag ihm weniger daran, zu klagen und zu warnen, als vielmehr die unbedingte Notwendigkeit der W zurückzuweisen und so „einen Augenblick höchster Selbstbesinnung der Menschheit vorzubereiten, einen → GROSSEN MITTAG, wo sie zurückschaut und hinaus schaut, wo sie aus der Herrschaft des Zufalls und der Priester heraustritt und die Frage des warum?, des wozu? zum ersten Male ALS GANZES STELLT“ (EH, M 2). Auf diese Weise gab er der Kritik der W und der „Einsicht, dass alle Erkenntnis nur unser Werk ist, vermittelt durch Organe, Gehirn, Sprache, also nicht ‚an sich‘ und damit keine Einsicht in ewige W, eine ganz neue Wendung: das ist nicht Grund für ein tragisch-pessimistisches ‚Ach!‘, sondern für ein Schwelgen in unserem ‚Künstler-Hoheitsrecht ... diese Welt geschaffen zu haben““ (Löw 1984: 402).

Helmut Heit, Berlin